

Nr. 151. Bromberg, den 7. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Herr Schmidlein sieht mißbilligend aus. Kann man denn auch nicht eine Minute Ruhe haben?

Der Mann bleibt an der Tür stehen, nimmt höflich den Hut ab und schüttelt ihn und sich selbst. Die Tropfen fliegen.

Herrn Schmidleins Laune bessert sich dadurch keineswegs.

„Guten Tag, Herr Stadtapotheker!“ sagt der Mann mit einer Verbeugung. „Ich habe doch die Ehre mit dem Herrn Stadtapotheker persönlich?“

Schmidlein nickt ein bißchen.

„Ich komme gewissermaßen in amtlicher Angelegenheit“, sagt der Fremde weiter und tritt einen Schritt vor. „Man hat mir im Rathaus mitgeteilt, Herr Apotheker, daß Sie Mitglied des Stadtrats und Referent für alle künstlerischen Angelegenheiten seien. Mein Name ist Waldemar, Direktor Kurt Waldemar, wenn Sie gestatten, Theaterdirektor. Wir gastieren zur Zeit in Wertenberg . . .“ Er legt den nassen Hut auf die Theke, knöpft den Havelock auf und greift in die Brusttasche seines Jacketts. „Ich habe mir erlaubt, einige Nummern des „Anzeigers für Wertenberg und Umgebung“ mitzubringen, aus denen Herr Stadtrat ersehen kann, auf welcher künstlerischen Höhe mein Unternehmen steht und wie groß die Anerkennung ist, die wir bei der Kritik finden. Hier bitte! Unser Erfolg in Wertenberg ist so außerordentlich, daß wir den ganzen Winter über dort zu bleiben gedenken. Um nun auch den verehrten Einwohnern von Mundelfingen — welch reizendes Städtchen übrigens, bei gutem Wetter ist es sicher noch viel hübscher! — um der Einwohnerschaft von Mundelfingen Gelegenheit zu geben, gute Theaterdarbietungen ohne Unbequemlichkeit zu sehen, ist der Plan aufgetaucht, meine Truppe wöchentlich zweimal hier spielen zu lassen; der Saal im „Grünen Baum“ wäre recht geeignet. Ich wollte mir also erlauben, mich mit dem Herrn städtischen Kunstreferenten in Verbindung zu setzen . . .“

Der Herr städtische Kunstreferent nimmt den Zwicker ab, betrachtet den Inhalt seiner Reibschale, setzt den Zwicker wieder auf und stellt die Schale beiseite. „Hm!“ sagt er.

„Bitte?“ fragt der Theaterdirektor Kurt Waldemar höflich, aber mit einem Unterton von Besorgnis. „Ganz recht, Herr Magistratsrat: Es besteht in Mundelfingen zweifellos ein erhebliches Bedürfnis für gutes Theater! Ich habe mir das gleich gedacht — deshalb komme ich ja! Es ist mir überhaupt rätselhaft, wie eine so kunstliebende Einwohnerschaft kein eigenes Theater haben kann . . . Gott, natürlich, die schlechten Zeiten! Und überhaupt — wer wüßte das nicht? Glauben Sie mir: Gerade heute braucht die Menschheit eine Entspannung! Nicht wahr? Und dann bedenken Sie, daß wir stets volle Häuser haben! Die Einnahmen der Stadt aus der Lustbarkeitssteuer sind tatsächlich nicht zu verachten . . .“

„Hm!“ sagt der Apotheker. „Was spielen Sie denn so? Ich meine — —“

„Was Sie wollen! Das Repertoire wird ganz auf Ihre Wünsche eingestellt: Klassiker, Operetten, Modernstes, Sophokles . . .“

„Mhm . . . Na, ja . . .“

„Sie sind also einverstanden, Herr Magistratsrat?“ fragt der Direktor überwallend und streckt beide Hände aus.

„Operetten auch? So, so?“ Herr Schmidlein wendet sich ab und greift ernsten Blickes wieder nach der Reibschale. „Haben Sie denn die geeigneten Kräfte dafür? Operetten erfordern doch wohl — ich meine — beim weiblichen Personal — — Wie soll ich sagen —?“

Waldemar sieht ihn ganz schnell von der Seite an, schnalzt leise und sagt gedämpft: Da werden Sie staunen! Temperament! Schmiß! Und — also zum Beispiel — fürs Auge — nicht?“

Herr Schmidlein reibt eifrig. Ja, da haben Sie recht: Die Zeiten sind schlimm! Es läßt sich moralisch nicht rechtfertigen, daß man Leuten, die arbeiten wollen, Schwierigkeiten macht. Aber ich trage natürlich eine gewisse Verantwortung — das werden Sie einsehen? Ich denke, es wird am besten sein, Herr Direktor, wenn Sie zunächst mal eine oder zwei Probevorstellungen geben . . .“

„Gewiß! Gewiß!“

„Wenn ich dann Ihren Plan befürworten kann, vom rein künstlerischen Gesichtspunkt aus befürworten kann — warum nicht?“

Der Theaterdirektor Kurt Waldemar hält eine knappe aber feurige Dankrede und verläßt die Apotheke mit einer tiefen Verbeugung. Er geht in den „Grünen Baum“ hinüber und trifft seine Abmachungen mit dem Wirt. Der Saal hat wirklich eine recht hübsche kleine Bühne; manchmal spielt der Gesellenverein hier . . .

Bereits drei Tage später lasen die Mundelfinger an den Anschlagtafeln, daß ein Gastspiel des herzoglich Wertenbergischen Residenztheaters bevorstehe.

Herr Waldemar machte da einen harmlosen kleinen Reklameschwindel: Ein herzogliches Theater gab es in Wertenberg ebensowenig wie Herzöge; beide waren ausgestorben. Aber das ehemalige Residenztheater, ein verzweifelt brennbarer Bau aus der Goethezeit stand freilich noch in einem stillen Winkel der Stadt; gelegentlich wurde es einer Wandertruppe zur Verfügung gestellt, und dann hatte die Feuerwehr erhöhte Bereitschaft.

In Mundelfingen freute man sich auf den Besuch.

„Was sagen Sie nun?“ fragte Isa, als sie Sinklar vor einer Plakatsäule traf. „Wir werden mondän! Ich überlege schon, ob ich nicht mein dreifaches Perlenkollier aus dem Seidenpapier wickeln soll; denn bei solchen Gelegenheiten pflegt man bei uns sehen zu lassen, was man hat. Sicher wälzen die Beutelratten bereits alle Modezeitschriften, um demnächst in ff hausgemachter Eleganz auftreten zu können.“

Er lachte. „Sie sehen so blond und friedfertig aus und sind doch manchmal so boshaft! Im Grunde fürchte ich mich ein bißchen vor Ihnen . . . Ja, das tue ich!“

„Ich glaube: Nur ganz dumme Männer fürchten sich nicht ein bißchen vor den Frauen . . ."

„Mit Recht?"

„Zweifellos! Frauen können so schrecklich unbequem werden — und das ist es, wovor die Männer letzten Endes Angst haben. Aber wir beide werden das ewige Problem wohl auch nicht lösen . . . Sie kommen doch?"

„Wohin?"

„Zur Eröffnungsvorstellung."

„Wenn ich neben Ihnen sitzen darf?"

Sie legte die Stirn in Falten. „Ein Beweis von Mut — nicht wahr? Aber es ist vielleicht besser, Sie heben sich das für eine andere Gelegenheit auf. Die Leute könnten unnützes Zeug reden . . ."

„Ja, das ist wahr!" erkannte er.

„Nehmen Sie lieber Hoffmann mit! Der ist gewiß ungefährlich."

„Aber Sie?"

„Ich will doch wahrhaftig nicht hoffen, daß ich Ihnen so ganz ungefährlich bin!" sagte sie, wieder mit jener verblüffenden Nüchternheit, die im Gegensatz zu dem Sinn ihrer Worte stand. Ein merkwürdiges Wesen!

Sinklar, von dieser Offenheit gereizt, wollte ihr nichts schuldig bleiben und stellte fest: „Eigentlich gehe ich eben doch nur Ihretwegen hin!"

„Sehen Sie: Das ist nett von Ihnen!" sagte Isa.

*

Herr Kurt Waldemar hatte zweifellos die besten Absichten. Er kündigte ein paar Operetten an, aber auch „Kabale und Liebe", „Tasso", die „Gespenster" und den „Raub der Sabinerinnen". Sein Repertoire konnte sich sehen lassen.

Bereits am Sonntag war die erste Vorstellung. Mundelfingen sah sehr winterlich aus. Die Straßenlaternen warfen ihren Schein auf frisch gefallenen Schnee. Und die Damen mit Pelzen und Galoschen, stapften im Gänsemarsch über die Marktstraße; eine trat in die Fußspuren der anderen.

In der Kleiderablage vor dem Saale gab es schon ein schweres Gedränge, dem sich die alte Garderobenfrau in keiner Weise gewachsen zeigte . . . „Ach, Gott — wie werd' ich bloß meine Überschuhe wiederkriegen?" — „Sie, Frau: Der Schirm da gehört zu mir — zu dem braunen Mantel! Nein doch: zu dem hellbraunen! Und es ist auch gar nicht der schwarze Schirm, sondern der mit dem weißen Griff!" — „Na, nun kommen Sie endlich mal zu uns! Wir warten schon seit vorgestern. Das ist doch keine Organisation . . . Recht guten Abend, Frau Steuerinspektor! Was sagen Sie dazu? Geht's Ihnen auch so? Aber ein reizendes Kleid haben Sie! Nein, wirklich: Sie sind immer sooo elegant! Voriges Jahr hatten Sie ein ganz ähnliches, doch da war es noch blau . . . Aber ich sage stets: Schwarz kleidet am besten! Und überhaupt: Ein guter Stoff hält ewig . . . Wo sitzen Sie? Ja, wahrhaftig? Na, wir haben unsere Plätze ein bißchen weiter hinten . . . Ich bin ganz froh: So weit vorne sieht man die Schauspieler so schwitzen, und dann kommt auch immer Zugluft von der Bühne, das kann mein Mann nicht vertragen. Und dann denk' ich auch immer: Wenn's wirklich mal brennt, ist man schneller draußen . . . Na, es wird ja nicht gleich . . . Sie, Frau! Jetzt kommen Sie doch endlich! Es hat schon geklingelt!"

Der Saal war gestopft voll. Im letzten Augenblick erschienen die Beutelratten in der Tür, formierten eine Phalanx, Herr Direktor Beutelmann trug seinen Vollbart entschlossen voraus, und so kämpften sie sich nach vorn, wo sie ihre Plätze erst den Händen dreister Usurpatoren entreißen mußten, die, wie sich im Verlaufe der Untersuchung zeigte, nur Stehplätze im Seitengang hatten — ein Tatbestand, welcher Herrn Direktor Beutelmann zu nachdrücklichem Kopfschütteln und der Bemerkung veranlaßte: Da sehe man, wie notwendig die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht sei, als Bollwerk gegen den Kulturbolschewismus . . . „Diese Jugend von heute — es ist doch wirklich kaum zu glauben!"

Sinklar saß mit dem alten Hoffmann an der Längswand des Saales, wo die Stühle etwas erhöht aufgestellt waren. Ein recht angenehmer Platz; nur zog es ein wenig, weil man die Tür des Notausganges hinter sich hatte.

Anfangs gab er sich Mühe, die Menschen im Saale zu unterscheiden, und grüßte höflich. Aber dann floß alles in schlechter Beleuchtung und wachsender Hitze zusammen: Da saß — gepfercht, neugierig, dumpf — der Sammelbegriff Mundelfingen, aus harmlosen Einzelbestandteilen zusammengesetzt, als Ganzes jedoch nicht ungefährlich . . . Sinklar spürte, wie er empfindlicher wurde gegen den aufsteigenden Magnetismus der Menge. Er wischte sich über die Stirn. Um abgelenkt zu werden, ließ er sich von Hoffmann den Zettel geben. Es fiel ihm ein, daß er überhaupt nicht wußte, was gespielt werden sollte, so sehr war er eigentlich nur Isas wegen da. „Der Bauer als Millionär", Originalzaubermärchen nach Ferdinand Raimund. So, so? Keine Ahnung . . . Immerhin schien das Personenverzeichnis darauf hinzudeuten, daß es sich um nichts Trauriges handelte, und das erfüllte ihn mit Genugtuung.

Klingelzeichen . . . Psst!

Der Vorhang teilte sich. Auf der Bühne waren ein paar phantastisch gekleidete Wesen versammelt, aus deren Reden hervorging, daß man in ihnen Feen und Zauberer zu erblicken hatte. Sie unterhielten sich über eine reichlich verworrene Geschichte, deren schlimmes Ende verhindert werden müsse.

Dann jedoch erschien vor einem Hintergrund, der mit den pompösesten Möbeln bemalt war, der reich gewordene Bauer Fortunatus Wurzel (Herr Kurt Waldemar), protzte gehörig und führte ein solches Luderleben, daß auch bei dem ungeübtesten Theaterbesucher die Empfindung unabweislich wurde, dies müsse sich rächen. Nach einem wilden Gelage, bei dem ein sinnbetörend knuspriger Papptruthahn ununterbrochen von rechts herein- und nach links hinausgetragen wurde und die Brauselimonade in Strömen floß, verkümmerte plötzlich die Beleuchtung, und es donnerte: erfahrungsgemäß ein übles Zeichen für die schlechte Laune der Vorsehung.

In die darauffolgende unheimliche Dämmerstille trat eine allerliebste Erscheinung: weiße Eskarpins und Strümpfe, ein rosenrotes Fräckchen, ein rundes Hütchen aus weißem Atlas mit einem Rosenbande daran.

Mundelfingen, einer solchen Überrumpelung nicht gewachsen, brach in begeisterten Beifall aus; und Sinklar, wundersam getroffen, klatschte mit.

Das Mädchen: „Grüß' dich Gott, Brüderchen! Du nimmst es doch nicht übel, daß ich dir meine persönliche Aufwartung mache?"

Wurzel: „Das ist ein prächtiger Mensch: hundsjung und geißnärrisch! Hat mich noch nie gesehen — und gleich: „Brüderl!"?"

Das Mädchen: „Ja, Bruder! Ich komme in einer sonderbaren Angelegenheit . . ."

Es war „die Jugend". Sie kam, um Fortunato die Freundschaft zu kündigen. „Das endigt ja eben unsere Freundschaft, weil wir schon gar zu lange miteinander bekannt sind —:

Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt mir ja nicht böse sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn:
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt nicht böse sein!"

Im Saale war es ganz still . . . Das helle Silberstimmchen der Jugend sang das Abschiedslied. Einsamkeit umschloß Fortunatus Wurzel, die Menschen verschwanden, und ringsum war es wie ein einziger großer Sonnenuntergang, ein unentrinnbares Verlöschen und Verrieseln . .

Sinklar wußte nicht, was in ihm vorging. Er hatte noch niemals ein Theatererlebnis gehabt; dergleichen stand außerhalb seines Daseinskreises. Jetzt aber packte es ihn. Was er undeutlich gefühlt, was er nie besessen hatte und nun dennoch zu verlieren schien, stand plötzlich vor seinen Augen: die Jugend! Unsäglich tief getroffen, aus den Angeln gehoben, weggedrängt von allem, was Wirklichkeit hieß, legte er die Hand auf Hoffmanns Arm: „Kommen Sie!"

Sie standen auf und verließen das Theater. Aus der finsteren Nacht fielen die Flocken golden an ein paar hellen Fenstern vorbei. „Warten Sie!" sagte Sinklar, als sie am Ratskeller waren.

„Sie kommen doch nach?" fragte der Alte dagegen.

Sinklar nickte. Als er bald darauf in Hoffmanns Gespensterturm anlangte, brannte die Petroleumlampe auf dem Tische. Der Alte hockte vor dem Kanonenöfchen und war damit beschäftigt, das Feuer anzuzünden. Aus der

Ofentür fiel der grelle Schein von brennendem Papier und Spänen auf sein Gesicht.

Er wandte den Kopf halb zu Sinklar hin und sah in dieser Beleuchtung recht dämonisch aus, ein kleiner, buckliger Kobold, der eine Hexensuppe zusammenkocht. „Ja, ja —!" krächzte er, beinahe schadenfroh.

„Verdammte Erscheinung!" sagte Sinklar und meinte beides: den Alten und die Jugend. Aus seinem Mantel holte er ein paar Flaschen und stellte sie irgendwo auf den Fußboden; dann schob er einen Stuhl neben den Ofen und setzte sich.

„Was fehlt uns denn?" fragte Hoffmann nicht ohne Bosheit. Er blies in das Feuer. „Was ist uns denn über das Leberchen gelaufen? Der Kitsch da — im „Grünen Baum"?"

Sinklar stampfte. „Das ist kein Kitsch — verdammt noch mal! Es hat mich durch und durch getroffen, Hoffmann! Reden Sie nicht gegen Ihre Überzeugung! Damit retten Sie die Lage nicht. Wissen Sie, wie das ist, wenn einem plötzlich etwas auf die Seele fällt? Wenn einem ein Licht aufgeht?"

„O nein! Woher sollte ich —?" sagte der Alte sanftmütig und mit ungeheurem Spott. Aus dem wackligen Schreibtisch holte er zwei Gläser. „Darf man sich erkundigen, was für ein Licht das war, Verehrtester? Ihr Wohl! Prosit! Auf unsere Jugend!"

Sinklar sah ihn an. „Das ist es ja eben!" sagte er, zusammensinkend. „Sie wissen es ganz gut: Unsere Jugend —! Daß ich nicht lache!"

„Nein, da gibt es freilich nichts zu lachen!" meckerte Hoffmann, sprang frierend um den Ofen herum und schlug die Arme untereinander. Aus den eisernen Ringen der Ofenplatte drang Feuerschein; das Blechrohr knisterte, als machte es Anstalten, lebendig zu werden und sich zu winden. Hoffmann, im Halbdunkel neben seinem Bett, zog sich ächzend die Stiefel aus und erschien dann mit riesigen gestrickten Wollschuhen an den Schlotterbeinchen. „Ein herrliches Wetter!" sagte er und schenkte von neuem ein. „Hören Sie nur, wie infam der Wind mit den Schindeln klappert! Am Fensterrande liegt der Schnee schon handhoch. Wenn ich nur ein Klavier hätte —! Aber vielleicht ist Ihnen mit meiner Flöte gedient? Sie erinnern sich doch?"

(Fortsetzung folgt.)

Parias.

Von W. v. Bosenstein.

Heiß glüht Ägyptens Sonne auf jenem Boden, der jährlich durch Schwemmschlamm frisch gedüngt unerhörte Fruchtbarkeit zeitigt. Doch jetzt ist die Krume steinhart gebacken. In regelmäßigem Rhythmus, von einem Dromedar und einem mageren Hausbüffel angetrieben, kreischt das Göpelrad, es schöpft die nötige Flüssigkeit zum Bewässern der Felder.

Auf hohen Ufern liegen in Trümmern herrliche Tempel, deren Skulpturen selbst in der Verwitterung noch das Auge des Kenners zu entzücken vermögen. Kein Menschenlaut durchbricht die Stille ihrer Einsamkeiten, nur ab und zu schrillt der Schrei eines Raubvogels darüber hin.

Jäh verstummt das Geräusch des Göpels. Der Fellache, der im Halbschlaf die Tiere antrieb, ist plötzlich sehr wach. Denn sein geduldiger, stets williger wenn auch langsamer Sklave, der Büffel, ist zusammengesunken. Stehen bleibend beschnuppert sein mißgestalteter Arbeitskamerad gleichgültig den Gefallenen.

Da hilft kein Lamentieren . . . Kismet . . . Allah hat es gewollt . . .

Mit seinem Dromedar zieht Achmed heim. Der Büffel bleibt liegen. Geier finden sich ein, Milane, Raben; sie warten auf den letzten Atemzug des Verendenden. Es dauert ihrer Ungeduld freilich etwas lange — zwei freche Kuttengeier hüpfen in lächerlichen Sprüngen heran. Mühsam, wie widerwillig, bewegt der Büffel das schwere Haupt, mit ärgerlichem Gackern springen die Vögel zurück.

Endlich ein tiefes, langes Stöhnen. Die ausgemergelten Glieder recken sich, die Augen werden glasig.

Nun setzen ohrenbetäubendes Gekreisch, Gekrächze und wütendes Gackern ein. Ein Rabe hackt mit schnellen Hieben nach den Augen, Geier reißen und zerren an der Bauchhaut, ein Marabu hämmert mit seinem wuchtigen Keilschnabel, um zu den leckeren Eingeweiden zu kommen.

Purpurn färben sich die ehrwürdigen Tempelruinen. Die Sonne geht zur Rüste. Vom alten Strom her weht es kühl. — Schade, schade, es ist noch so viel übrig, doch gar schnell setzt ja die Dunkelheit ein! Einer nach dem anderen der geflügelten Wegelagerer verläßt das reiche Bankett und entschwebt irgendwohin in unbekannte Fernen.

Jetzt aber wird es im Trümmerfeld lebendig. Aus jeder Spalte und jedem Loch schiebt sich ein plumper Kopf — häßliche, rappige Köter kommen zum Vorschein. Sie stürzen auf das übriggebliebene und es beginnt ein widerliches Mal, nur unterbrochen von futterneidischem Knurren, Bellen und Beißen. Ein paar Schakale, die sich an der Mahlzeit zu beteiligen wünschen, werden weggebissen. Selbst die gestreiften Nachtgespenster, deren mißtönendes, blökendes Kreischen durch die Finsternis tönt, wagen es nicht, sich den Balgenden zu nähern, denn solch wütender Hundemeute sind selbst Hyänen nicht gewachsen.

Am nächsten Morgen findet der Fellache nur noch wenige blankgenagte Knochen. Und wieder kreischt der Göpel und wieder trottet, zunächst in einsamer Fron, das Dromedar. — — — —

In tiefem Blau spannt sich der Südhimmel über das Marmarameer. Weiß schimmern die Schlösser auf der Prinzeninsel, gleich blinkenden Nadeln stechen die vier schlanken Minaretts der Hagia Sofia in die Wolken.

In den alten Straßen buntes Treiben. Fuhrwerke jeder Art drängen vorwärts, Fußgänger schreiten gemächlich nach Landessitte oder hastend, wie die Fremden es tun, zwischen Palästen und Hütten, Kaufläden, Kaffeehäusern und Wohnstätten dahin. Das alte Stambul breitet neben die Zauber seiner Jahrhunderte die Errungenschaften der Neuzeit, des fernen glänzenden Abendlandes.

Zwischen all dem geschäftigen Eilen und Jagen aber liegen faul und ganz unbeteiligt, schmutziggelb und struppig Hunde und immer wieder Hunde. Sie belagern die Schlächterbänke, sie zerren und wühlen im Straßenkot, alles irgendwie Genießbare verschlingend.

Jede Bande hat ihre eigene Straße, die sie eifersüchtig verteidigt, fremde Eindringlinge blutig zurückweisend. Tierkadaver, altes Leder, Speisereste, Kot — alles ist ihnen Nahrung. Gewissermaßen Sanitätspolizei, sind sie selbst heute noch aus vielen Gegenden der Stadt nicht wegzudenken und auch nicht zu entfernen. Wie Pilze schießen sie aus der Erde, wie Gespenster streichen sie durch die Finsternis; ein heiseres Kläffen, ein stumpfes Winseln, ein Aufschrei aus hungerzerrissener Kehle gellt durch die Nächte der alten Stadt. —

Die Nogaier Steppe dehnt sich in monotoner Unendlichkeit. Fern schimmern die Wogen des Asowschen Meeres. Nur hin und wieder ein Gehöft, einem weißen Würfel ähnlich. In Staubwolken zieht eine große Viehherde; auf edel geformten, zierlichen Rossen reiten die tatarischen Hirten.

Keine zwanzig Schritte hinter dem letzten unter ihnen trotten dieselben Gestalten wie sie die Tempelruinen mitternächtlich bevölkern, wie sie Stambuls alte Straßen mit ihrem Hunger und ihrer Gier erfüllen. Nur auf den Augenblick wartend, daß eines der erschöpften Herdentiere zurückbleibt, folgen sie knurrend und leise kläffend der ungeheuren Karawane durch die Dämmerung. Sie umlagern selbst die Gehöfte und machen den Steppenwölfen die Beute streitig.

Tief gegraben liegen ihre Baue irgendwo in der Steppe verstreut. In ihnen verbringen sie den Tag, doch kaum bricht die Dunkelheit herein, so sind sie da gleich lauernden Dieben . . .

Woher sie stammen, diese entarteten, herrenlosen Vertreter des in hunderten seiner Erscheinungsformen so hochgearteten Hundegeschlechtes, wird wohl niemand mehr zu ergründen vermögen. Seit Jahrhunderten leben sie, am Tag halb zahm, frech und zudringlich in nächster Nähe und Nachbarschaft des Menschen der Stadt, scheu und vorsichtig aber wie ein Wild in ihrem Reiche droben am Nil, oder Don. — Vielleicht wird es der Neuzeit gelingen sie auszurotten — heute jedoch sind diese Parias unter den Hunden der Erde noch eines der farbenbuntesten Bilder der in Objektivität und Zweckdienstbarkeit langsam verblassenden Natur.



Baumplantagen zur Bekämpfung der Trockenheit.

Der Präsident der U. S. A. beschäftigt sich mit einem großartigen Projekt, um die furchtbare Hitze, die auch in Amerika sehr viel Schaden verursacht, wirksam zu bekämpfen. Besonders der mittlere Westen der Vereinigten Staaten bis nach Kanada hinauf hat unter der Hitzewelle zu leiden. Die Ernte hat ungeheuer unter der lang anhaltenden Trockenheit gelitten. Roosevelt plant die Anlage einer riesenhaften Baumplantage, die sich von der kanadischen Grenze bis nach Texas hinziehen soll. Wie Erfahrung und wissenschaftliche Feststellungen von Forstsachverständigen ergeben haben, werden durch Wälder nicht nur Stürme abgehalten, sondern auch Regenwolken angezogen und die Trockenheit vermindert. Die Ausführung des gigantischen Planes würde allerdings Millionensummen verschlingen. Nach genauen Berechnungen würde die Anlage von Baumplantagen Tausenden von Arbeitslosen wieder Lohn bringen und länger als zehn Jahre dauern. Ob der Plan wirklich zur Durchführung gelangt, steht noch nicht fest, seine segensreichen Auswirkungen würden auch erst den kommenden Generationen zugute kommen.

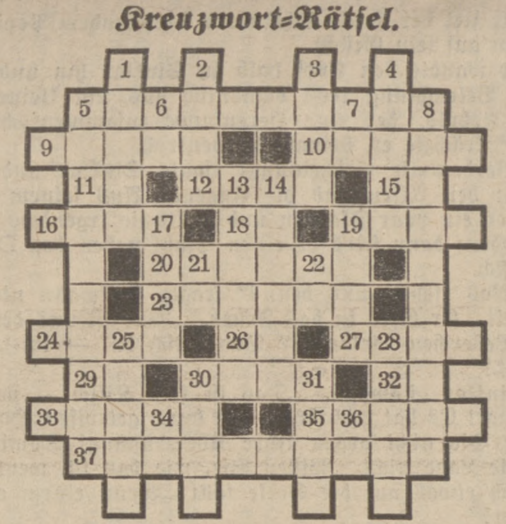
Menschenopfer im Kenia-Gebiet.

Im englischen Kenia-Gebiet in Ostafrika kommen trotz schärfster Überwachungsmaßnahmen der Britischen Regierung immer noch Menschenopfer vor. Die Samburu, ein wilder Bergstamm in der Nähe des Vulkans, bringen ihren Göttern nach uraltem Brauch heimlich Menschenopfer dar. Die friedlichen Hirtenvölker in den benachbarten Gebieten sind vor ihren Überfällen nicht sicher. Erst vor kurzem fand man die grausam verstümmelte Leiche des Häuptlingssohnes eines anderen Eingeborenenstammes. Offenbar wollten die Samburu wieder eins ihrer Opferfeste abhalten, waren aber im letzten Augenblick gestört worden, und hatten die Leiche ihres Opfers zurückgelassen. Diese Wilden verstehen es mit großem Geschick, den Ort ihrer nächtlichen Opferfeste geheim zu halten. Wenn es auch hin und wieder gelingt, einen des Mordes verdächtigen Samburu zu fassen, so kann in den wenigsten Fällen der Beweis erbracht werden, und außerdem fürchten die Wilden in ihrem religiösen Fanatismus keine Strafe, die die Weißen etwa über sie verhängen könnten. Dieser afrikanische Eingeborenenstamm gehört zu den wenigen noch auf niedrigster Kulturstufe stehenden Völkerschaften, denen auch das Eindringen der weißen Zivilisation keinen Fortschritt brachte.

Zeige mir deine Grübchen, und ich will dir sagen, wer du bist!

Ein Oberpolizist aus Budapest namens Max Tisza hat die Welt mit einem Büchlein beglückt, in welchem er ihr Entdeckungen offenbart, die er selbst als „sehr wertvoll" bezeichnet. Er hat sich nämlich die welterschütternde Aufgabe gestellt, die Bedeutung des Grübchens an Kinn und Wangen zu erforschen. In dem Büchlein findet man auch eine große Zahl von Bildern, die allerlei Grübchengesichter zeigen, so daß der Leser sich an Hand der ausführlichen Beschreibungen selbst davon überzeugen kann, wie man aus dem Grübchen auf die seelischen und geistigen Eigenschaften eines Menschen schließen kann. Zunächst erfährt der wissensdurstige Leser, daß Menschen, die überhaupt kein Grübchen besitzen, schon von vornherein mit größter Vorsicht zu genießen sind. Der Verfasser hat nämlich auf Grund umständlicher Untersuchungen festgestellt, daß Verbrecher niemals auch nur eine Spur von Grübchen besitzen. Also wehe dem, der kein Grübchenbesitzer ist! Er hat unbedingt verborgene verbrecherische Anlagen. Unter 714 Gefängnisinsassen fand Tisza nur sieben mit Grübchen. Diese sieben Ausnahmen waren auch nur verführte, im Grunde ihres Herzens gutmütige Menschen. Denn das Grübchen ist sozusagen der Stempel des Guten im Menschen! Das ist Tiszas weltbewegende Theorie. Ein Grübchengesicht ist ohne Arg und Fehl, zu einem Grübchenmenschen darf man unbedingtes Vertrauen haben; dagegen die Grübchenlosen . . . wie gesagt, sie haben Anlage zum Bösen. Also wird man sich seine Freunde und Bekannten daraufhin ansehen müssen!

Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 5. Deutscher Feldherr im Weltkrieg. — 9. Meerbusen oder mathemat. Winkel, lateinisch. — 10. Gebiet im ehemaligen Südungarn. — 11. Abkürzung für „eingetragene Genossenschaft". — 12. Kleines Gefäß. — 15. Ausruf. — 16. Blasinstrument. — 18. Chemisches Zeichen für Natrium. — 19. Fluß und Departement in Nordfrankreich. — 20. Sprecher. — 23. Französischer Staatsmann. — 24. Stillende Frau. — 26. Ersatztitel für Namen. — 27. Stuttgarter Verlagshaus. — 29. Abkürzung für „unter anderem". — 30. Großes Wasser. — 32. Fürwort. — 33. Italienische Romanschriftstellerin. — 35. Landschaft und Königreich im alten Griechenland. — 37. Deutscher Feldherr im Weltkrieg.

Senkrecht: 1. Kunstwolle (aus Tuchlumpen). — 2. Heim von Tieren. — 3. Damenkleid und Amtstracht. — 4. Insel im Züricher See. — 5. Hingebende Bemühung. — 6. Fürwort. — 7. Aegyptischer Gott. — 8. Deutscher Maler der Gegenwart. — 13. Wassernixe. — 14. Tropische Frucht. — 17. Rechtsnachfolger. — 19. Planet. — 21. Anderer Name für den nordischen Kriegsgott Tyr. — 22. Endsilbe. — 25. Weiblicher Vorname. — 28. Weiblicher Filmstar und italienische Dichterin. — 30. Geschmacksrichtung. — 31. Vogel. — 34. Vorwort. — 36. Chemisches Zeichen für Ruthenium.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 146.

Reimergänzungs-Rätsel:

Genuß, Verdruß, Ueberfluß, Entbehrung, Verehrung, Belehrung.

*

Unterstell-Rätsel:

Sch**r**eibtisch
Sch**e**re
Fe**d**er
Papier
Papier**k**orb
Manuskrip**t**
Tint**e**
G**u**mmi
Kor**r**espondenz

= **Redakteur.**

Verwandlungs-Rätsel:

P a u l a
F e i l e
K a i r o
E n g e l
G l a u b e
B u s c h
M e t e r
F l a c h s
R i n d e
K i r s c h e
M o t o r

= **Pfingstfest.**

*

„Ein deutscher Dichter:

Wieland.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.